Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 12

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kam aus Löwen, Jan Gossaert aus Maubeuge, Patinier von der Maas, Pieter Coeck aus Aelst, Gilles van Coninxloo aus Brüssel, Lambert Lombard aus Lüttich, Neuchâtel aus Mons, Keys aus Brede, Franz Pourbus aus Brügge, Pieter Aertsen, Jan Mandyn aus Amsterdam, Anthonis Mor aus Utrecht, Otto Vaenius aus Leiden, Marinus aus Seeland, Jan Snellinck aus Mecheln, die Francken aus Herenthals und Pieter Bruegel aus einem kleinen Dorf Bruegel.

KLEINE RUNDSCHAU

Von Dichtern und von der Dichtung

II.

Jakob Burckhardt äusserte einmal, gegen Ende der achtziger Jahre, in den „Briefen an einen Architekten", dass bei der zunehmenden Materialisierung man vielleicht nicht zu befürchten brauche, der Trieb zur Kunst im Menschen werde verschwinden, wohl aber dass ganze Gattungen innerhalb der Welt des künstlerischen Ausdrucks verschwinden könnten. Seither sind nicht allein Formen der Kunst, es ist auf den verschiedensten Gebieten sonst noch Manches, was den vorangegangenen Generationen eine Erhöhung ihres Daseins verschaffte, unter den stark veränderten Bedingungen fragwürdig geworden. Doch neigt man heute, nach der radikalen Anzweiflung eines Wertes, auch bereits wieder dazu, sich schliesslich zu dessen Wesensergründung zu bequemen, wobei denn nicht nur ihn Verneinendes herauszukommen braucht. War jener eine wahre, eine aus der Tiefe des Menschlichen mehr als aus den Umständen zu verstehende Lebensmacht, dann vermag das Feuerbad der Theorie ihm sogar eine erhöhte Wirkungskraft zu verleihen.

Mit einer Wesensergründung des Dichterischen ist Johannes Pfeiffer*) hervorgetreten, deren Ergebnissen wir einen bedeutenden Grad der Evidenz zugestehen müssen; sie besässen diesen auch jenseits der Heideggerschen Philosophie, in deren Rahmen der Verfasser sie gewonnen hat. Des Philosophen Dialektik dürfte freilich dem Verfasser Formulierungen erst ermöglicht haben, für Beziehungsweisen, die bis dahin unaussagbar scheinen mochten. — Die Schrift hat den praktischen Zweck einer Einführung in das Verständnis der Dichtung als „Kunst

*) Umgang mit Dichtung. Felix Meiner Verlag in Leipzig 1936.

durch Sprache". Sie ist gegliedert in drei Teile, mit je drei Unterabteilungen: I. Von der dichterischen Sprachgestalt: Rhythmus und Melodie, Bild, Gleichnis; II. Normative Grundbegriffe: Echt und Unecht, Ursprünglich und Nicht-Ursprünglich, Gestaltet und Geredet; III. Von dem was wir an der Dichtung haben: Eigengesetzlichkeit und Grenze des Aesthetischen, Zusammenklang von Wahrheit und Schönheit, Zusammenklang von Ernst und Spiel. Pfeiffer wirft im ersten Kapitel zunächst die Frage auf: Wodurch kennzeichnet sich ein sprachliches Gebilde als Kunst? Er stellt philosophischen Sätzen Heideggers einen gleichsinnigen Vierzeiler von Matthias Claudius gegenüber:

„Ach es ist so dunkel in des Todes Kammer,
Tönt so traurig, wenn er sich bewegt
Und nun aufhebt seinen schweren Hammer
Und die Stunde schlägt".

Dort bleibe gegenständlicher Inhalt einer aufweisenden Mitteilung, was bei Claudius der sprachlichen Mitteilungsform als beseelender Atem einverwandelt sei. Dort lasse sich als das „Wovon" und „Worüber" der Rede herauslösen, was hier ein Sein überhaupt nur von Gnaden der Sprache erhalte: hier wäre ein Griff hinter den sprachlichen Ausdruck ein Griff ins Leere. Im ersten Falle wäre das Wie der Mitteilung übersetzbar, im zweiten unübersetzbar, da im ersten ein Gedachtes und Erkanntes mitzudenken und mitzuerkennen, im andern ein Gefühltes und Erlebtes mitzufühlen und mitzuerleben sei. Wir sollen durch die Sprachgestalt entweder zum Nachvollziehen eines Gedankenganges oder zum Mitschwingen mit einem innern Zustand veranlasst werden.

Jedes sprachliche Gebilde hat zwei Seiten: eine hörbare und eine verstehbare, Klang und Bedeutung, Schall und Sinn. Die Sprache als Schallmasse hat immer schon ihren bestimmten Tonfall (Tempo, Akzentuierung); insofern Sprache Bedeutungsstoff ist, hat sie immer schon ihre bestimmte satzmässige Gliederung und ihre bestimmte gegenständliche Meinung. An Beispielen zeigt der Verfasser, dass Rhythmus nicht gleichzusetzen ist der zähl- und messbaren Taktierung. Diese Beispiele sind metrisch gleich gebaut, und dennoch von verschiedenster Rhythmik durchwaltet. In grundsätzlicher Allgemeinheit ist Metrum das Aussen zum Rhythmus, als dem Innen; Metrum ist die abgezogene Regel zum Rhythmus als der beseelenden Schwingung; Metrum ist das übertragbare Mass zum Rhythmus als der unübertragbaren und unmessbaren Lebendigkeit. (Wir verweisen hier auf die ähnliche Unterscheidung durch Albert Verwey: „Rhythmen sind Wirklichkeiten, Metren sind Schemata". „Beim Rhythmus fällt der Nachdruck mehr auf die Bewegung, beim Metrum mehr auf das Regelmässige", in seiner Untersuchung „Rhythmus und Metrum", (deutsch bei Max Niemeyer, Halle a. S.). Im Gegensatz zum Rhythmus, der sich auch an einer sozusagen farblosen Schallmasse entfalten könnte, stützt sich die Melodie auf Klänge von einer bestimmten Höhe oder Tiefe: jedem Wort eignet durch Tonhöhe und Klangfarbe ein Stimmungswert. Für unübersetzbar erklärt

Pfeiffer das Gedicht, nach allem, aus dem folgenden Grunde: wie jedem einzelnen Klang und jeder einzelnen Spannungswoge, so ist der musikalischen Gesamtform, so ist der Ganzheit der rhythmisch schwingenden und melodisch klingenden Gestalt untrennbar eingeschmolzen ein Innen, ein Inhalt, eine Stimmung: „die Form verändert denken, seis auch nur in der unscheinbarsten Kleinigkeit, heisst unweigerlich den Inhalt mitverändert denken." Es wird in „Bild und Gleichnis" ausgeführt, dass ein Gedicht von höchster Musikalität doch mitbedingt und mitgetragen ist von sprachlichen Bedeutungsvorstellungen: dieselben Worte klingen und bedeuten, dasselbe Wortgefüge ist rhythmisch-melodisch gestaltet und satzmässig sinnvoll gegliedert. Jedes verstehende Haben und Meinen von gegenständlichen Inhalten ist ein Anschauen und Begreifen zumal: der Begriff hebt das Allgemeine (Tisch-tischhaft) heraus; das Bild das Bestimmte (dieser Tisch hier und jetzt). Unter Hinweis auf Lessings Abgrenzung der sprachlichen gegen die malerische Anschaulichkeit (Laokoon) hält der Verfasser daran fest: dass es in der Dichtung nicht um das ruhende, sondern um das werdende Bild gehe. „Die erstaunliche Bildkraft jener Verse des Matthias Claudius (Abendlied) gründet vielmehr gerade darin, dass alle ruhende Gegenständlichkeit umgesetzt ist in Regung und Ereignis, in nachfühlbare Seelenschwingung". Nicht Bildhaftigkeit schlechthin macht Dichtung, „sondern nur das ereignishaltige, das schwingungshaltige Bild", nicht Anschaulichkeit als solche, sondern die „Verwandlungskraft" der anschaulichen Wiedergabe. Wir erhalten das vorläufige Ergebnis: insofern Dichtung gefügt ist aus Schallmasse, ist entscheidend ihre Verwandlungskraft. Man könne, sagt Pfeiffer, in übertragener Bedeutung von bildhaft reden, wenn eine Lebenslage in ihrer ganzen Stimmungsfülle allgemein-erlebbar geworden ist, eine menschliche Situation so dicht und leibhaft wiedergegeben wurde, dass sie jeden von uns in ihren Bann zu ziehen vermag. Untrügliches Zeichen für Dichtung oder Nicht-Dichtung bleibt: ob die poetische Sprachgestalt nur Schale ist, oder selbst schon Kern, nur Hülle ist oder selbst schon Gehalt." — Vom echten Gleichnis wird uns die Auffassung vermittelt, dass es nichts ist, was durch bewusst übertragendes Vergleichen jemals zustandekäme: „das überzeugende Gleichnis (ob symbolisch ob metaphorisch) steigt aus unbewusster Seelentiefe auf, als ein unbegreifliches Geschenk". — Die Frage: mit welchem Recht wird das lyrische Gedicht als Beispiel genommen für Dichtung überhaupt? wird so beantwortet: dem lyrischen Gedicht eignet jedenfalls in dem Sinne eine beispielhafte und vorbildliche Allgemeinheit, dass die Wesensgesetzlichkeit auch jeder nicht-lyrischen Dichtung hier gleichsam offen zutage liegt, und das nämlich, weil das „Was", der gegenständliche Inhalt in seiner Stofflichkeit und Aeusserlichkeit, verzehrt ist vom „Wie", von der Weise der Gestaltung, der stimmungshaltigen Sprachform, mit einem Wort: vom Stil." — Der unselige Hang, Dichtung vom Thema her zu verstehen, kann nicht wirksamer bekämpft werden als durch den Umgang mit lyrischen Gedichten. An vier Beispielen zeigt Pfeiffer, dass es

in der Dichtung nicht um den Stoff, sondern um die innere Wahrheit gehe. Alle vier Beispiele haben zum Gegenstand eine Mondlandschaft, um dieses Motiv aber klingt jedesmal ein völlig verschiedener Seelenton. Nur in der Hingabe an die stimmungshaltige Darstellungsform erfassen wir den dichterischen Sinn. Stimmung ist einfach das So-oder-so-Gestimmtsein des ganzen Menschen, gestimmt in einer Weise, die der Willkür entzogen bleibt. Sie ist darum kein unverbindlicher Zauber. Heidegger spricht von ihrer erschliessenden Kraft; man darf auch sagen „Erhellungskraft"; die Stimmung bringt uns vor uns selbst, sie verrät etwas von der geheimen Tiefe unseres wahren Zustandes und ist darum „wahr". Dichtung ist beheimatet in einer (verhältnismässigen, nicht in der reinen) Ursprünglichkeit menschlichen Wesens. Diese Ueberlegungen führen nun zur Wertung, auf Grund der beiden Begriffe Echt und Unecht. Man kann menschliche Wesenshaltung nicht machen, man kann „so tun als ob"; eine manchmal kaum zu vernehmende Falschheit des Tons verrät die Unechtheit in der Sprache. Allerdings „kein Zustand, keine Stimmung, keine Haltung ist entweder einfach echt oder unecht, denn die menschliche Erlebniswirklichkeit ist unentwirrbar gemischt. Echt-Sein ist keine Eigenschaft, auf die man pochen könnte. Sofern wir aber nicht selbst „in-der-Echtheit-sind" vermögen wir Ton und Gebärde nicht zu erkennen. Ueber das Begriffspaar Echt/Unecht hinaus empfinden wir Dichtung als ursprünglich oder nichtursprünglich (Ursprünglich-„Eigentlichkeit und Entschiedenheit des Daseins"). Die Frage ist hier: bin ich wahrhaft „Ich-selbst" oder nur „Man-selbst"? Diese Ursprünglichkeit kann ein Mensch jedoch besitzen, ohne „dass ihm darum auch schon deren angemessene Kundgebung vergönnt wäre; die Ausdrucksbewegung ist gleichsam von vornherein gelähmt und bleibt stecken in einer Schicht überlieferter Vorstellungen und Wendungen. Der Ausdrucksarme bezieht lauter vorgeprägtes Gut aus einem Vorrat von Bildern und Floskeln der bereit liegt. Aber der Gegensatz von „ursprünglich" und „abgeleitet" fällt nicht etwa zusammen mit dem Gegensatz von „neu" und „alt". Es gibt Bewahrer des Alten, die das Ererbte zu neuer Ursprünglichkeit erwecken (so Rudolf Alexander Schröder) und Neutöner, die bei allem Ungewöhnlichen im Banne der Konvention bleiben — und jener Gegensatz fällt nicht zusammen mit dem von „natürlich" und „künstlich". Das wird verdeutlicht durch Gegenüberstellung eines Gedichtes von Caesar Flaischlen und eines von Stefan George. Das erste ist lauter „Natürlichkeit" — und zugleich lauter Schablone; das zweite enthält etwas Künstliches, Kostbares oder Gewaltsames in jeder Zeile, und doch lebt in ihm als dichteste Stimmung die des trostlosen Abschieds und des Alleingelassenseins.

Zwischen „Echt/Unecht" und „Ursprünglich/Nicht-Ursprünglich" wäre einzuschieben das Begriffspaar „Gestaltet/Geredet". Wir bezeichnen ein Gedicht als geredet, wenn es ein, zwar vielleicht echtes Gefühl blos beteuert, wenn es noch nicht die gestalterische Verwandlung des Empfundenen in „schweigsam" verwahrende Sprachform erfahren konnte. Das

erhellt eine Analyse von Nietzsches „Die Krähen schrein", in dem nur die beiden ersten Strophen als dichterisch anzusprechen sind. Wo das schlicht gestaltende Seelenwort verdrängt wird durch das geistvoll-schillernde Verstandeswort, da enthüllt sich die ganze Unerbittlichkeit der Sprache. — Zwei Haltungen sind vor der Dichtung unangemessen: I Das Verstehen auf den blossen Stoff hin, II das Verstehen auf die reine Form hin. Im ersten Fall wird Dichtung zum Füllsel leerer Stunden, zum Ersatz des Erlebnisses, zu verkappter Philosophie. Die Form erscheint nebensächlich. Im zweiten wird sie zum Reich kostbarer Wortgebilde, die auf Vollendung hin genossen werden. Beides ist der Dichtung nicht angemessen, denn „ursprüngliche Dichtung ist nur da, wo noch das Aeusserlichste" inhaltliche Bedeutsamkeit hat, wo noch das „Innerlichste" entäussert ist zur Form". Ihrer Natur nach lässt sich Dichtung schwer zur Zerstreuung benützen, denn: ein lyrisches Gedicht ist nicht unterhaltend, eher langweilig, es ist nicht spannungsreich, eher eintönig; es ist auch keine gedankenklare Philosophie, sondern eher voll stimmungshafter Dämmerung. Dichtung bringt nicht Zerstreuung, sondern Sammlung, Wesenserhellung und nicht „schöne" sondern „bedeutsame" Form. Dabei kommt es aber an auf die Strenge der Sammlung, die Tiefe der Erhellung die Höhe der gefühlten Wahrheiten. — Die ästhetische Eigengesetzlichkeit des Gedichtes wird übergriffen von über-ästhetischer Norm: Pfeiffer bezeichnet sie als „die ethisch-metaphysische Ganzheit unseres Menschentums". Gesinnung und Anschauung hinter einer Dichtung sind indessen belanglos, wenn sie nicht völlig verwandelt wurden in Sprachbewegung und Sprachgestalt. — Nach der Gegenüberstellung von drei weitern Gedicht-Proben: einer handfest-erotischen (Liliencron), einer empfindsam ritterlichen (Morgenstern) und einer erhabenen Hölderlinischen, wird gefolgert: da der Umgang mit Dichtung eine Weise des Existierens bedeute, wir aber immer als „ganze Menschen" existierten, so sei es nicht gleichgültig, welche Schicht des Seins in der Dichtung und durch dieselbe aufgeschlossen werde. Die Intensität der Beschwörung kann nicht der letzte Masstab sein. Das dritte der genannten Beispiele gibt uns mehr, nicht aus inner- sondern aus über-ästhetischen Gründen, „nicht weil es als künstlerisches Gebilde gültiger wäre, aber weil in seiner Zeichenschrift „Eine ganz andere Seinsmacht und Sinntiefe aufleuchtet". Als „Wahrheit" erhellt Dichtung die Tiefe unseres Mensch-Seins, als „Schönheit" tut sie dies unmittelbar, durch Gestaltung. Freilich sind wir nur in den Augenblicken gesammelter Empfänglichkeit imstande, unser Innen einem Gedicht wie Goethes „Selige Sehnsucht" so an- und einzupassen, dass es wahrhaft zu sprechen beginnt. Ein derartiges Gedicht ist etwas völlig anderes als Bekenntnis und Beichte. Wir eignen uns seine Wahrheit an, indem wir eintauchen in das Leben seiner Form, wir eignen uns die dichterische Form an, indem wir eintauchen in die darin verlebendigte Wahrheit. Und „wir werden uns klarer und gewisser in den Wurzeln des Seins durch das Geschenk symbolischer Verdichtung, nicht in begrifflicher Allgemeinheit, sondern in sinnbildlicher Einmaligkeit."

Siegfried Lang.

Frankreichs Generalissimus im 17. Jahrhundert

Général Weygand „Turenne", französische Ausgabe, Paris, Librairie Ernest Flammarion; Deutsch: Verlag Georg D. W. Callwey, München, 1937, übersetzt von Th. von der Mühll.

Welche Ursache hat, so könnte man fragen, ein zeitgenössischer General die Monographie eines Heerführers des 17. Jahrhunderts zu schreiben, jener Epoche, deren kriegerische Grössen durch jüngere Waffentaten längst überschattet wurden, deren Gestalten heute fast vergessen sind? Leitet ein blosses kriegswissenschaftliches Interesse den General Weygand, der bis 1933 an hochverantwortlicher Stelle der französischen Heeresleitung stand, über den Marschall Turenne zu schreiben? Das gelehrte Unterfangen Weygands erhält aktuellere Bedeutung, wenn man die Kriegsschauplätze betrachtet, auf denen Ludwigs XIV berühmter Feldherr, der erste Generalissimus Frankreichs, operierte: Flandern, Lothringen, das Elsass und überrheinisches deutsches Gebiet. Turenne fand sich vor ähnliche strategische Aufgaben gestellt wie später die Revolutionsgenerale, wie Napoleon und die französische Heeresleitung des Weltkrieges. Er hat mit und gegen Koalitionen zu kämpfen und dabei neben den militärischen diplomatische Fähigkeiten auszubilden und er findet sich oft genötigt, einen zahlenmässig stärkeren Gegner zu besiegen. Turenne steht im Gegensatz zu der herrschenden strategischen Auffassung seiner Zeit, welche dem Belagerungskrieg den Vorzug vor der offenen Feldschlacht gibt und er erringt seine Siege, welche die Bewunderung der militärischen Zeitgenossen und der Nachwelt bis auf Napoleon erregen, durch grosse strategische Bewegungen und offene Schlachten. Hier springt das weitere aktuelle Interesse dieser Turenne-Monographie in die Augen, denn der Weltkrieg war in seiner zweiten grösseren Epoche von Flandern bis an die Schweizer Grenze ein Stellungskrieg. Direkte Kritik an der Heeresleitung des Weltkrieges vermeidet Weygand durchweg, aber seine Darstellung spielt häufig genug auf den letzten Krieg und seine persönlichen Erfahrungen in diesem an; alles was er zu sagen hat, fügt er in seine Zeichnung Turennes, des Idealbildes eines französischen Offiziers ein. Folgen wir einzelnen Zügen dieses Bildes!

Im Jahre 1629 tritt Henry de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, „ein neunzehnjähriger Hugenott, in den Dienst Ludwigs XIII. Die Herzogin von Bouillon, seine Mutter, hatte sich bisher nicht entschliessen können, ihre Söhne in Frankreich dienen zu lassen, denn sie fürchtete eines Tages würden sie gezwungen sein, die Waffen gegen die reformierte Kirche zu kehren, deren Untergang der Kardinal (Richelieu) erstrebte." Der Vater Turennes war ein glühender Hugenott gewesen, er diente Heinrich IV. als Soldat und Diplomat in Deutschland und England; durch Heirat, welche dieser König vermittelte, erhielt er den Titel „Herzog von Bouillon und souveräner Fürst von Sedan und den zugehörigen Ländern" und die faktische Herrschaft über diese „Terres sou-

veraines" als Reichsfürst unter königlicher Oberhoheit. „Bezeichnend für sein kühnes und abenteuerliches Wesen" ist die Art, wie er dem König seine Dankbarkeit für die Stiftung dieser Heirat erweist; er beschliesst die Stadt Stenay, die noch in feindlichem Besitz ist, in seiner Hochzeitsnacht zu nehmen; er entschuldigt sich beim König „dass er in einer solchen Nacht nicht über ihn wachen könne", verreitet mit einer bereitstehenden Mannschaft, überfällt mit Erfolg Stenay und übergibt am nächsten Morgen beim „Lever" Heinrich IV. die Schlüssel der eroberten Stadt. Aus der Ehe, die mit dieser seltsamen Hochzeit begann, entsprangen keine Kinder. „Die zweite Herzogin von Bouillon, Elisabeth von Nassau, war die Tochter Wilhelms des Schweigsamen, eine Frau von Format, ebenso eifrige Anhängerin Calvins, ebenso geschickt, ehrgeizig, vielleicht aber noch zäher als ihr Mann. Sie hatte ihm sieben Kinder geschenkt, zwei Söhne und fünf Töchter." Turenne ist der zweite Sohn; beide Söhne schickt die Herzogin als Witwe nach Holland, „damit sie unter Moritz und Friedrich Heinrich von Nassau das Kriegshandwerk erlernten. — Turenne war fünfzehn Jahre alt, als er Sedan verliess. Er verfügte nicht über die glänzenden Eigenschaften seines Bruders, besass keine rasche Auffassungsgabe, arbeitete aber gleichmässig und gewissenhaft... Er zeigte eine ausgesprochene Vorliebe für das Waffenhandwerk." Im Jahre 1629 sagt der letztgenannte der beiden Oranier über seinen Schüler und Neffen Turenne zu seiner Umgebung: „Ich müsste mich sehr irren, wenn dieser junge Mann nicht eines Tages den grössten Heerführern ebenbürtig würde." — Schon der Vater Bouillon war ein Gegner der sich unter Richelieu mehr und mehr ausbreitenden und die Rechte der „Stände" vernichtenden Allmacht des Königs gewesen; die Mutter und der ältere Sohn setzen diese Haltung fort und auch der jüngere Sohn gerät späterhin bei Verteidigung der ständischen Rechte seines Hauses in einen Gegensatz zur königlichen Politik. In eben dem Jahre, in dem Turenne seine erste militärische Lehre unter dem Oranier beendet hatte, muss er als lebende Garantie für die Königstreue seines Hauses in die französische Armee eintreten. In dieser Zeit „hatte Richelieu den Protestanten schon den Frieden von La Rochelle und Alais auferlegt, waren die Köpfe von Montmorency-Bouteville, von Chalais, von Marillac gefallen, denn der Kardinal war genötigt, die königliche Souveränität zu festigen, damit der Monarch im Innern seines Reiches nichts zu fürchten habe, wenn man daran ging, die aussenpolitischen Fragen zu regeln" sagt Weygand trockenen Tones. „Die Regelung der aussenpolitischen Fragen", die hier gemeint ist, besteht in der bekannten Serie von Kriegen, mit denen Frankreich zur Aufrichtung seiner Hegemonie das Haus Habsburg und andere europäische Mächte überzieht und die bis ins 18. Jahrhundert dauern. Turenne ist unter Ludwig XIV. ein hervorragendes Instrument dieser Politik, bis er im Jahre 1675 bei Sasbach in Baden durch die Kugel eines leichten Geschützes der Kaiserlichen getötet wird. Seit 1660 war er der Höchstkommandierende aller französischen Truppen unter dem Titel eines „Maréchal-Général".

Interessant für die Verhältnisse unter den Truppen zu Ende des Dreissigjährigen Krieges ist folgender Ausschnitt aus dem Leben Turennes. „Das Jahr 1647 steht unter schlechter Vorbedeutung. Der Abfall der Niederlande lässt Frankreich in Flandern den Spaniern gegenüber allein und es wird nötig Truppen hinzuführen. Turennes Vorstellungen, die Weimarischen Reiter könnten Schwierigkeiten machen, zu gehorchen, da sie fünf oder sechs Monate Soldrückstände haben, verhallen ungehört; wiederholt und selbst eigenhändig von der Königin (der Regentin für den minderjährigen Ludwig XIV.) erhält er die Aufforderung, sich nach Flandern zu verfügen, und so geht er über den Rhein zurück. Aber in Zabern weigern sich die Weimarer Truppen (sie sind die Hinterlassenschaft des grossen Reiterführers Bernhard von Weimar, eines der strategischen Vorbilder Turennes „in der Kunst aus Nichts etwas zu machen") weiter zu marschieren, falls man ihnen die Rückstände nicht auszahle, was unmöglich ist, da Mazarin noch kein Geld geschickt hat. Ein deutscher Offizier, Generalleutnant von Rosen, ermutigt die Meuterer und kehrt mit ihnen nach Strassburg zurück." Die Weimarischen Reiter sind im Begriff über den Rhein zu gehen. Turenne schickt den Grossteil seiner Truppen den Weisungen der Königin gemäss nach Flandern und „zögert nicht, sich nur mit zehn oder zwölf Mann unter die Rebellen zu wagen." Er zieht ohne etwas auszurichten mit den Widerspenstigen den Rhein hinab nach Philippsburg; im Bereich dieser Festung ruft er nachts hundert Musketiere herbei, lässt Rosen fesseln und schickt ihn nach Nancy ins Gefängnis. Hierauf erklären sich fast alle Anführer für Turenne. Fünfzehnhundert Reiter wollen sich nach Bayern durchschlagen, der Heerführer greift sie an, tötet dreihundert, ebenso viele werden gefangen, der Rest entkommt. Weygand betont hier die von Turenne bewiesene „Langmut und Geistesgegenwart". Im Jahr darauf „vereinigt sich der Herzog von Bayern mit den Kaiserlichen und drängt die Schweden (die Verbündeten Frankreichs) zurück... und um zu zeigen, dass Frankreich nicht ungestraft mit sich spielen lässt (sagt Weygand), erklärt Turenne dem Herzog von Bayern, dass er ihn als Feind behandeln werde, überschreitet gleich Anfang 1648 den Rhein und stösst zu den Schweden." Hier entstehen die zwischen Alliierten üblichen Schwierigkeiten, aber „kraft seiner Persönlichkeit... dringt Turennes Rat und Wille bei den Bundesgenossen durch." In glänzendem Siegeszug „gelangt er an den Inn, und so weist er den Soldaten den Weg nach Austerlitz. Napoleon hat geschrieben: ‚Turenne ist der erste französische Feldherr, der die französische Fahne am Inn aufgepflanzt hat. In diesem Feldzug und in dem von 1646 hat er Deutschland in allen Richtungen durchquert, mit einer Beweglichkeit und Kühnheit, die das Gegenteil sind von der Art, in der seither Kriege geführt wurden.'" Diese Stelle ist für Weygands strategische Auffassung bezeichnend, er zieht hier eine Verbindungslinie von Turenne zu Napoleon, in die er an anderer Stelle noch die Ueberraschungsstrategie Friedrichs des Gr. einfügt und — als einzige militärische Kritik an Turenne — bemerkt, dass Napoleon seine Siege bes-

ser auszunutzen wusste; wir haben hier — wie an vielen anderen Stellen des Buches — die seit dem Ende des Weltkrieges in vielen militärischen Kreisen sich bemerkbar machende strategische Lehre vor uns, die besagt, dass man mit kleinen, gut bewaffneten, glänzend geführten und sehr beweglichen Heeren Ueberraschungserfolge erzielen müsse. (Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, das Für und Wider dieser Lehre auseinanderzusetzen, sie sei nur als der militärische Lehrgehalt von Weygands Buch erwähnt und es sei kurz bemerkt, dass die Brauchbarkeit dieser Lehre unter den heutigen Verhältnissen in letzter Zeit wieder bezweifelt wird.)

Die nachstehend geschilderte Situation zeigt die problematische Stellung der Heerführer der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, sie zeigt wie Turenne Gefahr lief „in seiner Person die Wallenstein-Katastrophe zu erneuern", aber diese Klippe zu vermeiden wusste. Im Jahre 1649 tritt Paris im Verfolg der Unruhen der Fronde, welche durch den Widerstand des Pariser Parlaments gegen Mazarins neue Steueredikte veranlasst waren, unter Waffen gegen die Königin. „Der grosse Condé" sympathisiert mit den Frondeuren und „Mazarin spürt, dass es nötig ist, sich der Treue Turennes zu vergewissern. „Ein königlicher Bevollmächtigter, der Bankier Hervart, wird mit dem rückständigen Sold zu den Truppen Turennes geschickt. Mit diesem und einem schweizerischen Offizier namens Erlach erwägt Kardinal Mazarin sogar die Verhaftung des Marschalls Turenne und stattet sie mit Blanco-Dienstbefehlen aus und weiterhin verhandelt er direkt mit den oben erwähnten Weimarer Truppen Turennes. Diesem selbst bietet man das Statthalteramt von Ober- und Unterelsass an. Wie er von den Massnahmen des Kardinals erfährt, ist er empört und schlägt das Anerbieten aus. Da „wird im Namen der Königin der Befehl erteilt, Herrn von Erlach zu gehorchen; von einem Teil der Armee wird gleich in der ersten Nacht der Ordre Folge geleistet. Die Uebrigen zögern... Aber Turenne selber befiehlt seinen Generalen und Truppen, sich Erlach anzuschliessen und zieht sich nach Holland zurück." Zwei Jahre später führt er die königlichen Truppen gegen Condé und söhnt sich nach und nach völlig mit Mazarin und der Monarchie aus. —

Im Oktober 1668 teilt der Maréchal-Général Turenne seinem Monarchen Ludwig XIV. mit, dass „er den Glauben wechseln wolle" und schwor noch im gleichen Monat den reformierten Glauben ab. Der König umarmte ihn nach der Konversion „und der ganze Hof beglückwünschte ihn." Weygand macht glaubhaft, dass der Glaubenswechsel durch reine Ueberzeugung bewirkt wurde. Bei einem Brand des Louvre hielt ein Priester „die Flammen durch das Heilige Sakrament auf. ‚Ich habe es gesehen, sagt Turenne, zweifeln kann ich nicht, ich habe es mit eigenen Augen gesehen.'" — Lassen wir dies auf sich beruhen. Ein gewichtigerer Grund für die Konversion wird in folgenden religionspolitischen Ansichten gelegen sein, die Turenne schriftlich festhält; „dass in England auf der Kanzel jeder die Bibel auslegt, wie es ihn gutdünkt, und dass die Engländer, obwohl sie viel gesunden Menschenverstand haben und auch

wirklich fromm sind, durch zu viel Unabhängigkeit des Geistes die Religion entstellt haben; jeder der Gottes Wort liest, gründet eine Sekte." Und an anderer Stelle schreibt er: „Die Erfahrung bestätigt mir mehr und mehr, dass die Freiheit der Pastoren unvereinbar ist mit einer geregelten Ordnung." Weygand scheint diesen heutigen Tages erstaunlichen Ansichten sein Beifall zu geben, fügt aber die tolerante Bemerkung bei, dass nach Turennes eigener Meinung es „dessen grosser Wunsch war, nicht nur die Anhänger der gleichen Religion sondern auch Katholiken und Protestanten friedlich miteinander leben zu sehen."

Weygands Buch über Turenne ist in der französischen Ausgabe erschienen in einer Sammlung, die die Bezeichnung „Les grands Coeurs" trägt. — Montesquieu und Voltaire fanden übereinstimmend zu viel Licht und zu wenig menschliche Schatten in Turennes tugendreichem Leben, Weygand setzt sich mit diesen beiden auseinander und findet die vermissten Schatten in den Leidenschaften seines Helden, in Wirklichkeit hatte er aber keine anderen als die eine grosse Leidenschaft, die alles andere verzehrte, in der sich das Genie seiner Natur verausgabte, nämlich auf eine glänzende Art Krieg zu führen.

Die Uebersetzung von Th. von der Mühll ist ganz vorzüglich, präzis und elegant.

Paul Schmitt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 956.060
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855

Bezugsbedingungen:
Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr. Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr. Erscheint jeweilen anfangs des Monats.